

Ansprache einer Absolventin  
bei der Verleihungsfeier der akademischen Grade

von

**Dr.<sup>in</sup> theol. Isabella Bruckner**

Als ich vor nun genau eineinhalb Jahren über ERASMUS zu Forschungszwecken für meine Dissertation ein Monat in Paris verbringen durfte, blieb es nicht aus, dass ich dort nicht nur die Bibliotheken und Kirchen aufsuchte, sondern ebenso die wirklich atemberaubende Kunst- und Museenlandschaft erkundete; darunter natürlich auch die „Königin der Museen“: das *Musée du Louvre*, das zu dieser Zeit – Corona sei Dank – sogar ohne jedes Gedränge begehbar war.

Das wohl größte Geschenk beim Besuch der gläsernen Pyramide war es, im Untergeschoß, inmitten der Überreste einer orientalischen Klosteranlage, diese koptische Ikone im Original betrachten zu können. Sie stammt aus dem 6. Jahrhundert und zeigt auf der linken Seite Abt Menas, einen ägyptischen Soldaten und späteren Eremiten, der im Jahr 296 im Zuge der Christenverfolgung durch Kaiser Diokletian als Märtyrer starb. Und auf der Rechten: Christus, der freundschaftlich seinen Arm um den Eremitenpater legt. Alle, die schon einmal in Taizé waren, kennen die Ikone; sie wurde durch die ökumenische Gemeinschaft von Taizé als „Ikone der Freundschaft“ weithin bekannt.



Rektor Christoph Niemand hat in seiner Rede schon Zentrales über die Tätigkeiten in diesem Haus, über die Bedeutung der universitären bzw. wissenschaftlichen Arbeit gesagt. Dem möchte ich gerne mit der *Freundschaft* noch ein Wort, oder vielleicht sogar eine Kategorie beilegen, die bei einer Bildungseinrichtung wie der Universität zwar vordergründig nicht an erster Stelle steht, vielleicht aber für ihre Sache im Tieferen nicht minder wichtig ist – und die durchaus auch in der Philosophie ebenso wie in der Theologie ein Thema der Reflexion darstellt.

Platons berühmter Dialog „Symposion“, was auf Deutsch so viel „Gastmahl“ oder „Saufgelage“ heißt, inszeniert ein Philosophieren, das nur wenig mit unserer gängigen Vorstellung vom einsamen Bücherwurm oder von steriler Hörsaal-Atmosphäre zu tun hat, sondern eine affektive Bezogenheit der Gesprächsteilnehmenden impliziert. Aristoteles, ein weiterer Vater der Philosophie, betrachtete die Freundschaft als zentrales Element des gesellschaftlichen und

politischen Lebens und insofern als einen Weg zur Glückseligkeit. Mehr als 1500 Jahre nach Aristoteles wagte Thomas von Aquin, ein Vater der Theologie, in einer Aufnahme und gleichzeitigen Umstülpung des antiken Philosophen sogar die *Gottesbeziehung* als *amicitia*, Freundschaft, zu denken. In der Zeit dazwischen ist unsere hier gezeigte ikonographische Darstellung der Freundschaft anzusiedeln.

Die christliche Sprache, so meint jedenfalls Michel de Certeau, hat – im Unterschied zu jener der griechischen Philosophie – kommunitäre Struktur. Sie zielt nicht auf ein ungeschiedenes Eines, sondern beruht auf der Bewegtheit eines Austausches. Nicht in der Übereinstimmung mit einem Ideal oder einer Norm, sondern in einer Beziehung der Anerkennung und in der Treue zu einem Du eröffnet sich der persönliche Raum der Wahrhaftigkeit, dem die Glaubenden zuvorderst verpflichtet sind. Die christliche Sprache beruht im Wesentlichen darauf, so Certeau, dass den einzelnen Gliedern die anderen zu ihrer größeren Wahrheit *fehlen*. „Lass mich nicht ohne Dich sein“, lautet nach Certeau die Grundformel des christlichen Gebets; „nicht ohne“ – diese doppelt negative Grundfigur bildet in seinen Augen nicht nur die Grundstruktur der Art und Weise, wie der Philosoph Martin Heidegger das Ereignis von Zeit und Sein denkt, sondern auch die zentrale Figur der christlichen Logik: Der Vater ist nicht ohne den Sohn zu denken, der Sohn nicht ohne diejenigen, die ihm nachfolgen und die die Freundschaft mit ihm suchen, die Nachfolgenden nicht ohne einander und nicht ohne die anderen, denen sie sich in ihrer Existenz und ihrem Sein-Können verdanken: „nicht ohne“ ...

Wie sehr uns die anderen fehlen; wie sehr wir in unserer Lebendigkeit auf die Nähe, die Begegnung und den Austausch mit den anderen angewiesen sind, wurde uns in den letzten beiden Jahren der Pandemie auch immer wieder schmerzlich bewusst. Dass manchen von uns die Isolationszeiten bisweilen wohl auch zum Vorteil gereichten, weil äußere Ablenkungen fehlten und wir so beim Schreiben vielleicht sogar schneller als gedacht vorankamen, möchte ich gar nicht bestreiten. Und doch wurde uns dabei vielleicht immer wieder einmal deutlich, dass unser Lesen, Denken und Schreiben erst im Gespräch mit anderen, im freundschaftlichen Austausch, zu wirklicher Fruchtbarkeit gelangt.

Trotz dieses gewissen Mangels in den letzten Jahren sind wir heute hier: Studierende, Absolventinnen und Absolventen der Theologie, der Philosophie und der Kunstwissenschaft; drei Disziplinen des Geistes, die so mancher vielleicht in einer hierarchischen Stufenleiter anordnen würde (und wahrscheinlich jeder von uns in einer anderen Reihenfolge), die aber vielleicht in Wirklichkeit ebenso in einem solchen Verhältnis eines „nicht ohne“ zueinander stehen – eins irreduzibel auf das andere, aber auch undenkbar, unfruchtbar, geistlos ohne das andere bzw. ohne die anderen.

Dass wir Absolventinnen und Absolventen unsere Studien, Arbeiten und Prüfungen in der Tat wohl nicht ohne die Hilfe, Unterstützung, Liebe und Freundschaft einer Vielzahl von Menschen, Lebender wie Toter, abschließen hätten können, brauche ich wohl kaum zu sagen: nicht ohne unsere Eltern, die uns den Boden bereiteten, auf dem wir stehen, die uns in materieller,

sprachlicher wie emotionaler Hinsicht ein Haus bauten, in dem wir wachsen durften; nicht ohne unsere Geschwister, die wohl zugleich als Konkurrenten wie als Verbündete diese Zeit des Aufwachsens mit uns teilten; nicht ohne die Großeltern und Verwandten, die unsere Häuser und Familien erweiterten; nicht ohne unsere Lehrerinnen und Lehrer, die uns vielleicht Vorbilder, sicher aber geistige Geburtshelferinnen waren; nicht ohne unsere Kommilitoninnen und Kommilitonen, nicht ohne die Freundinnen und Freunde bzw. natürlich auch die Partnerinnen und Partner, bei manchen auch nicht ohne die Kinder oder Enkel, die uns in den letzten Jahren in unseren Hochs und Tiefs beistanden, auch wenn sie vielleicht nicht ganz nachvollziehen konnten, warum uns nun die *différance* von Jacques Derrida, die Phänomenologie der Zeit in der *Land Art* von Andy Goldsworthy oder die Spiritualität der Madleine Delbrêl solches Kopfzerbrechen bereiteten. Ebenso wenig wären wir heute hier ohne die Institution der KU Linz und diejenigen, die sie erhalten; nicht ohne dieses Haus, das uns einen Raum des Lernens und des Austausches bot, und auch nicht ohne die religiöse, philosophische und künstlerische Tradition, das geistige Erbe, aus welchem wir schöpfen und an dem wir uns abarbeiten durften.

Dank sei deshalb allen gesagt, die zum Gelingen unseres Strebens und Mühens beigetragen haben und die uns – wie der Christus im Bild mit der Hand auf der Schulter – in diesen letzten Monaten und Jahren begleitet haben; Dank Ihnen und Euch allen, die Ihr hier vor Ort anwesend seid sowie Ihnen und Euch, die über die Bildschirme mit dabei seid, aber auch all jenen, die jetzt gerade nicht teilnehmen können oder die schon von uns gegangen sind. Vergelt's Gott – Ihnen und Euch allen.

Die Freundschaft besteht – Gott sei Dank – nicht nur im Teilen der Mühsal, sondern speist sich auch ganz wesentlich aus dem Teilen der Freude und insbesondere aus dem gemeinsamen Feiern. Von daher möchte ich nun nicht mehr viele Worte verlieren, sodass wir bald *in medias res* übergehen können. So wünsche ich Ihnen und Euch allen noch einen frohen und wirklich festlichen Tag.

#### **Abbildungsnachweis**

Icône Le Christ et l'abbé Ména

Musée du Louvre

Inventory number: E 11565 / X 5178

Collection: Département des Antiquités égyptiennes

Foto: © Musée du Louvre

Permalink: <https://collections.louvre.fr/ark:/53355/cl010048163>